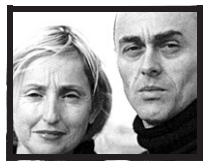


Fortsetzung von Seite III

so harmlos wirkende, mit Augen, Ohren und Hirn aber hellwache, jede Szenerie messerscharf registrierende Beobachter sein Talent für einige Jahrzehnte an die Architekturpublizistik „vergeudet“ – zuerst als Architekturkritiker, dann als enzyklopädischer Forscher und Lehrer. Es gäbe vielleicht auch ohne Achleitner eine irgendwie achtbare Reflexion der modernen Baukunst in Österreich. Aber nur er war imstande, die komplexen Inhalte und Fragen von Architektur und Planung so „zur Sprache zu bringen“, dass es eben nicht bloß fachlich-akademische Rede blieb.

Sein Vorbild, auch seine Skepsis gegen jeden ideologisierenden Systemzwang, war und ist unendlich wertvoll. So sind etwa seine Bände zum modernen Bauen in Österreich nicht nur eine einzigartige wissenschaftliche, sondern eine ebenso singuläre literarische Leistung. Und das hob diese Dokumentationen über die Beschränktheit des Wissenschaftlichen hinaus, machte sie zu einem international beachteten und gültigen Œuvre. Als „Alterswerk“ hat Achleitner sich nun von der Beschreibung des gebauten Rahmenwerks wieder freigespielt und sezziert mit kreativem Witz und analytischer Ironie die Szenen des Lebens selbst.

Auf vielen Exkursionen und in vielen Jurys hatte ich die Gelegenheit, Fritz Achleitner bei der Besichtigung von Bauten zu begleiten. Stets war die Kamera dabei, und jeder lohnende Standpunkt wurde von ihm blitzschnell aufgespürt und ausgenutzt. Wenn er am Ausgang dann zur Bauherrschaft, zum Hausherrn oder zur Hausfrau sagte: „Gratuliere! Sie haben hier ja eine schöne Lage und eine wunderbare Aussicht!“, dann wusste ich bald, was eigentlich gemeint war: Er wollte sich von den Leuten in aller Freundlichkeit verabschieden, aber das Haus hatte ihm überhaupt nicht gefallen. So wurde das Kürzel „schöne Lage“ für alle aus Achleitners Umkreis – Schüler, Mitarbeiter, Freunde – zu einem geflügelten Wort, zum Synonym für eine vergebene Chance, für eine oft durchaus bemühte, doch eindeutig misslungene Architektur.



ELKE DELUGAN-MEISSEL, ROMAN DELUGAN

Architekten, Jahrgang 1959, 1963.

Friedrich Achleitner oder: Wie die österreichische Architektur zur Sprache kam.

F. A. schreibt kritisch, poetisch, leidenschaftlich, uns anspornend, tief sinnig, erfahren, famos, intelligent, scharfsinnig, genussvoll, anders, kompetent, ausdauernd, menschlich, konsequent, persönlich, niveauvoll, pointiert über Architektur und das Leben darum herum.

Wir wünschen uns weiterhin mehr davon ...

Achleitner, lieferbar

„Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert“, Band III/1 (Wien, 1. bis 12. Bezirk), 348 S., Ln., € 14,40; Band III/2 (Wien, 13. bis 18. Bezirk), 256 S., Ln., € 14,90 (beide Residenz Verlag, Salzburg)

„Wiener Architektur – Zwischen typologischem Fatalismus und semantischem Schlamassel“, 236 S., geb., € 29,90 (Böhlau Verlag, Wien)

„Die rückwärtsgewandte Utopie: Motor des Fortschritts in der Wiener Architektur?“, 64 S., geb., € 7,90 (Picus Verlag, Wien)

„Region, ein Konstrukt? Regionalismus, eine Pleite?“, 194 S., geb., € 34,50 (Birkhäuser Verlag, Basel)

„einschlafgeschichten“, 104 S., geb., € 13,30 (Zsolnay Verlag, Wien)

„wiener linien“, 104 S., geb., € 15,40 (Zsolnay Verlag, Wien)

„Die Plotteggs kommen – Ein Bericht“, 48 S., Ln., € 10,50 (Sonderzahl Verlag, Wien)

Mit H. C. Artmann und Günter Brus: „Von A bis Zett – Zehn Alphabete“, 40 S., geb., € 10,90 (Residenz Verlag, Salzburg)

Vor ein paar Jahren noch, wenn man sich auf dem Nassfeld – beim Skifahren am Passo di Pramollo – das Bein brach, wurde man ins Krankenhaus nach Hermagor gebracht. Falls erforderlich, wurde der Verletzte von einem Ungarn operiert. Von einem ungarischen Chirurgen, der ein Schüler des berühmten Unfallchirurgen Lorenz Böhler war. Die Narkose verabreichte ein Amerikaner, der nach seinem Einsatz im Vietnamkrieg von der US-Regierung als Entschädigung für seine Napalm-verbrannte Jugend ein Stipendium erhalten hatte. So war er nach Österreich gekommen und an der Grazer Universitätsklinik Anästhesist geworden.

Wenn man sich im Gailtal beim Baumfällen mit der Kettensäge versehentlich einen Körperteil zersägte, wurde man auch ins Krankenhaus nach Hermagor gebracht, in die Gailtal-Klinik, wie sie offiziell genannt wurde. Der Ungar hatte in der Zwischenzeit von einem deutschen und einem syrischen Kollegen Verstärkung bekommen, und ein österreichischer Anästhesist, der seine Jugend in England zugebracht hatte, war zu der Truppe gestoßen. Die verunglückten Fremden wurden in vielen der gängigen Sprachen begrüßt, und, falls gewünscht, wurden einheimische Patienten auf Slowenisch beruhigt und getröstet, meistens aber auch zum Lachen gebracht. Der stationsführende Pfleger verstand es vorzüglich, selbst den Schwerverletzten ein Lächeln abzurufen. Alle vermuteten stets, er erzähle schmutzige Witze, doch er war tief katholisch und wies die unkeuschen Beschuldigungen vehement zurück.

Öfter wurde eine Gruppe Pfarrer, alle gut bekannt mit dem Stationspfleger, mit Knieabnützungen, Rauchvergiftungen oder Augenverletzungen, die sie sich zuzogen, als sie nach einer Pfarrzusammenkunft durch ein Schlüsselloch zu spähen versuchten, zur Therapie aufgenommen. Hermagor hat eine der höchsten Pfarrerdichten pro Einwohner in Österreich! Krankenhaus aber gab es nur eines.

Vergangenes Jahr noch riefen sich die alten Frauen beim Heuen über die Almnen zu, wem es zu verdanken war, dass sie keine schmerzenden O-Beine mehr hatten: einem Orthopäden aus Villach. „Geht nur! Er wird euch auch helfen!“, schallte es während der Sommermonate von den Almwiesen. Im Herbst stiegen die Sennerinnen hinunter, streiften sich frische Kleider über die Leiber, kauften eine Bahnkarte und fuhren für einen Ordinationsbesuch in die Stadt Villach. Bald darauf lagen sie in Hermagor auf dem OP-Tisch und warteten nervös auf ihren Chirurgen. Der kam einmal in der Woche mit einem schnellen Auto das Tal hinaufgebraust. Die Schnelligkeit schien ihn zu beflügeln, denn er war meistens guter Dinge, nur selten verfinsterte sich seine Stimmung: wenn sich einer seiner Patienten nicht wohl auf befand, sein Pferd lahmt oder eines seiner Autos bockte, wobei Letzteres alle anderen Kausalitäten haushoch übertraf. In Windeseile wurden die Damen und Herren, die sich als Patienten gemeldet hatten, mit neuen Knien und neuen Hüften versehen, und siehe da, sie konnten nach ein paar Tagen besser laufen als zuvor.

Wann immer sich eine Wienerin oder ein Wiener bei uns – ich kam vor einigen Jahren gemeinsam mit einer Kollegin ins Anästhesie-Team – behandeln lassen mussten, weil sie in der Urlauberkarawane zu Schaden gekommen waren, erhielten wir danach lange Briefe, die nicht nur Dank sagten, sondern vielmehr Staunen darüber ausdrückten, dass es ein Krankenhaus wie die Gailtal-Klinik überhaupt noch gebe. Sie rühmten daran nicht nur das Essen, sondern auch die fachkundige und liebevolle Pflege, den freundlichen Umgangston, die Effizienz des ärztlichen Teams, die gute Schmerztherapie, ja sogar den Nachmittagskaffee. Und sie reisten nicht selten zu Nachfolgeoperationen wieder ins Gailtal, um sich von Nägeln und Schrauben, Platten und Metallfedern befreien zu lassen, die ein Jahr zuvor zur Stabilisierung ihres Knochenbruchs in sie geschraubt oder gehämmert worden waren. Sie brachten ihre Partner mit, die während des Spitalaufenthalts ihrer Lieben die Gastfreundschaft der Hotellerie in Anspruch nahmen, einigen von ihnen soll sogar die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen worden sein.

Vor einigen Wintern – die Sonne bestrahlte eine schneeweiße Landschaft, und vor den Fenstern des postoperativen Aufwachzimmers spürte der Hausmeister eben die Langlaufloipe für die Ertüchtigung in der

Ich weiß jetzt, was die Männer in den dunklen Anzügen, die wir all die Jahre hinterm Haus mit ihren Spaten beobachtet hatten, dort taten. Sie gruben ein Loch, groß genug, um die Unfallchirurgie im Gailtal zu Grabe zu tragen. Die Gailtal-Klinik – ein Nachruf.

Von Martina Wittels

Adieu, Hermagor!

Rehabilitation – bekamen wir einen Anruf von einem Italiener, dessen Sohn kurz zuvor mit einem komplizierten Bruch bei uns eingeliefert worden war. Der Vater sprach italienisch und bedeutete uns, dass er mit seiner Frau in Kürze in Palermo in ein Flugzeug steigen werde und dass er gedanke, noch in der Nacht in Hermagor anzukommen. Er wünsche seinen Sohn wohl auf zu sehen, und er benötige ein Doppelzimmer, nein, großer Luxus sei nicht vonnöten, den Barolo bringe er selbst mit, nur ein einfaches Zimmer in Krankenhaushöhe, basta! Als er erfuhr, dass es seinem Sohn gut ging, bezeichnete er uns mit samtweicher Stimme als Engel und befand, wir seien von Gott gesegnet. Dann legte er auf. Er hatte keinen Zweifel, dass in der Grenzregion jeder fließend Italienisch sprach und dass eine Zimmerreservierung für alle Angehörigen über die diensthabende Anästhesiemannschaft jederzeit möglich war. – Ich glaube, damals haben wir erstmals beobachtet, dass Männer in dunklen Anzügen mit geschulterten Schaufeln ums Haus schlichen. Man sprach schon lang davon, die österreichweit bekannte neurologische Rehabilitationsabteilung, die sich im selben Haus befand, ausbauen zu wollen, und die Männer gaben vor, einen geeigneten Platz für den feierlichen Spatenstich ausfindig machen zu wollen. Mehrmals fanden Zusammenkünfte zwischen Politikern und dem Direktorium der Gailtal-Klinik statt, bei denen Schaufeln in den Boden gerammt wurden – ausgebaut wurde aber bis heute nicht.

Die Familie des Sizilianers war sehr zufrieden, der Sohn überstand die Operation und die Nachsorge gut, und nach ein paar Wochen reisten alle ab. Wir versorgten im Lauf der Jahre noch viele andere Familienmitglieder, da diese keine Gelegenheit ausließen, verletzt in ein Flugzeug zu steigen, um sich bei uns operieren zu lassen. Ob ihre Wertschätzung an unserem Können lag oder auf ihrem mangelnden Vertrauen in die italienischen Ärzte beruhte, kann nicht mit Gewissheit beantwortet werden. Die Gailtal-Verbindung mit Italien funktionierte aber immer besser. Viele Italiener kamen. Manche gaben an, sich nie und nimmer in Süditalien in ein Krankenhaus zu legen, weil sie sicher seien, nach einer unkomplizierten Operation am Fuß mit einem Schnitt am Rippenbogen aufzuwachen und sie den Verlust einer Niere zu beklagen hätten. So brachten sie lieber ihren eigenen Wein ins Gailtal und aßen selbst zubereitete Spaghetti, denn diese gastronomische Unbequemlichkeit – ihr Miss-

Viele Italiener kamen. Manche gaben an, sich nie und nimmer in Süditalien in ein Krankenhaus zu legen.

trauen gegenüber österreichischen Nudelgerichten war vergleichbar groß mit dem Misstrauen gegenüber der italienischen Ärzteschaft – wog die Angst vor dem Schnitt am Rippenbogen allemal auf.

Sommers wie winters purzelten die alten Einheimischen und brachen sich die Oberschenkelhalse. Viele waren an die 90 Jahre, manche hatten aber auch diese Altersschallmauer bereits durchbrochen. Kurz nach der Aufnahme war bekannt, wer von den Beschäftigten im Spital den Gestürzten oder die Gestürzte gut kannte. Irgendein naher Verwandter, der ein Säckchen voll Medikamentenschachteln, ein paar Kleidungsstücke, den Waschbeutel und ein paar Hausschuhe ins Spital brachte, konnte meistens ausfindig gemacht werden.

Mich erstaunte immer wieder, wie gesund viele dieser alten Menschen noch waren. Sie waren alt, aber ihre Organe hatten im Laufe des Lebens wenig an Funktion eingebüßt. Freilich gab es auch jene, die eine Menge Medikamente einnehmen mussten, aber zwei, drei Tage nach der Operation sah ich fast alle, hübsch zurechtgemacht, mit einer weißen Serviette um den Hals vor hellem Milchkaffee sitzen und mit Hilfe einer Schwester eingetunktes Weißbrot löffeln.

Wenn nachts die durch Ortswechsel und Alter bedingte Verwirrung der Patienten zunahm und ein, wenn auch medikamentös unterdrücktes, Nesteln anfing und ein Rufen anhub, dann wurde manchmal dem Bett auf den Gang gestellt, damit die anderen Zimmerbewohner zu ruhigem Schlaf kämen. Außerdem war es den Schwestern so leichter, beim Vorbeigehen ein paar nette Worte zu sagen. Die Alten fühlten sich nicht abgeschoben, sie befanden sich mitten im Geschehen, als hätten sie die besten Plätze gebucht. Und sie versuchten sich dafür zu revanchieren, ihrerseits einen Beitrag zu leisten. Manche riefen, manche fluchten, manche besprachen mit Bekannten ihr Leben, und andere sangen Lieder.

Frau R etwa war tagsüber damit beschäftigt, „profil“ oder „Presse“ zu lesen und zu kommentieren, und gegen abends legte sich ihr Geist schlafen. Sie selbst blieb wach und konnte sich ringsherum nicht mehr aus. Sie plauderte mit nicht anwesenden Angehörigen und längst verstorbenen Freundinnen, aber immer wieder wurde es hell in ihrem Gesicht, der Geist schien zurückgekehrt, und eines Morgens rief sie über den Gang: „A ordentlicher Kärntner spricht daitsch!“ Danach sang sie den ganzen Vormittag laut slowenische Lieder.

Kürzlich wurde bekannt, dass die Unfallchirurgie in Hermagor aufgegeben wird. Ob diese Tatsache mit Frau Rs Gesängen in Zusammenhang steht, kann nicht ausgeschlossen werden. Berichten zufolge werden aber auch in den nicht zweisprachigen Gebieten Österreichs immer öfter Krankenhäuser geschlossen, oder sie sind von Schließung bedroht.

Die Vorgehensweisen ähneln einander meistens: Erst reden ein paar Spitalmanager so lange vom Zusperrn, bis die Krankenhausangestellten verunsichert und frustriert sind, während gleichzeitig Politiker versprechen, dass der Standort erhalten bleibt und sich nichts ändern werde. Den nahen Tod der Abteilung aber wittern die Beschäftigten, weil freie Stellen nicht mehr nachbesetzt werden, Materialbestellungen immer schleppender vonstatten gehen und anstehende Entscheidungen auf die lange Bank geschoben werden. Irgendwann – man hätte schon vermuten können, so gehe es nun jahrelang weiter – dreht sich der Wind, und die Schließung ist beschlossen.

Ich weiß jetzt, was die Männer in den dunklen Anzügen, die wir all die Jahre hinterm Haus mit ihren Spaten beobachtet hatten, dort suchten. Sie trieben ihre Schaufeln nicht in den Boden, um einen Ausbau zu errichten; sie gruben ein Loch, groß genug, um die Unfallchirurgie im Gailtal zu Grabe zu tragen. Wir können nur noch betroffen eine Handvoll Erde in den Abgrund werfen, doch wo wird Frau R in Zukunft ihre schönen, traurigen Lieder singen? ■

Martina Wittels wurde 1959 in Wien geboren. Studium der Medizin in Wien. Postpromotionelle Tätigkeiten in Ecuador, Costa Rica und Nicaragua. Seit 1992 praktische Ärztin. Ausbildung zur Fachärztin für Anästhesie und Intensivmedizin in Graz und Wien. Lebt seit 1997 in Kärnten. Arbeitete als Anästhesistin im Landeskrankenhaus Hermagor. Seit 1999 an der Schmerzambulanz im Landeskrankenhaus Klagenfurt tätig.